

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1915**

98 (28.4.1915) Unterhaltungs-Beilage





# Unterhaltungs-Beilage



Karlsruhe, 28. April

des „Volksfreund“

Nummer 98 — 1915

## Der Vater.

Erzählung von Gustav Haebler.

Gleich in einer der ersten Wochen des Krieges war er gefallen. Eine Kugel hatte ihn mitten in die Stirne getroffen, als er sich erhob, den Säbel in der Rechten, den Revolver in der Linken, seine Kompanie zum Sturmangriff zu führen, und so starb er einen raschen und unbewußten Tod. Sie hatten ihn beerdigt mit allen Ehren, die man ihm ins Grab hineinlegte, wie Kränze, und die Leute seiner Kompanie standen erschüttert, und manchem war die Träne nahe; denn sie hatten ihn gerne gehabt. Nun lag er droben im stillen Bogefeld auf dem kleinen Friedhof neben Kindern und Frauen und Greisen.

Es vergingen Tage und Wochen, die Schlachten marsten neue Grabbügel auf und schoben mit harten Händen lange Hügel voller Schmerz und Blut und Wunden ins Land zurück. Die Säle lagen gefüllt mit Verwundeten von da und dort, und in der kleinen Stadt, von der hier die Rede ist, war ein geschäftiges, hilfreiches und entschliches Leben erwacht. Die Kranken lagen in ihren weißen Betten und lachten schmerzvoll und stöhnten oder waren stumm und geduldig. Zuweilen starb einer und war froh darum. Die Ärzte eilten von Bett zu Bett und von Haus zu Haus. Die Krankenpflegerinnen halfen und sorgten für alle, als ob es ihre Brüder oder ihre Söhne wären.

Aber da war ein Mann, ein graugewordener Mann, der eilte von Lazarett zu Lazarett, von Bett zu Bett. Er schien geschäftig wie alle; aber er tat nichts. Er konnte nichts tun. Nein, er konnte nirgends Hand ansetzen, kaum, daß er den Anblick der weißen Betten und bleichen, gebräunten Gesichter ertragen konnte. Alle Saiten in ihm waren gesprungen und gingen zerfetzt in seiner müde gewordenen Seele. Er hatte nur einen Gedanken, und dieser eine Gedanke kreiste in ihm, Tag und Nacht, und er ließ ihm keine Ruhe. Er trieb ihn vom Lager und jagte ihn durch die dunklen Zimmer. Er jagte ihn des Tags durch all die Lazarette und von Bett zu Bett. Wie ein Uhrwerk war dieser Gedanke in ihm, Gott weiß, wann es einmal abläuft.

Dieser alte Mann, der schon und demütig in die Krankenäle kommt, hat die Hände voller Dinge, welche die Armen da erfreuen sollen. Mit einem müden Lächeln gibt er sie hin, als ob er um Verzeihung bitte, daß es so wenig ist, eine ganz kleine Gabe, nicht der Rede wert. Denn er möchte ja etwas dafür, o, fürchtbar wie möchte er dafür — nein, nur ein paar Worte, Gott, nur ein paar Worte, was liegt schließlich an ein paar Worten, nichts, gar nichts; man spricht sie, sie werden gehört, man macht kein Aufhebens davon. Und doch können sie unendlich viel sein, so unendlich viel, diese paar Worte. Aber wer kann sie dem alten Mann da geben? Alle würden es ja so gerne tun, aber keiner kann es. Der alte Mann da geht weiter und fragt.

Er geht von Bett zu Bett und fragt nach seinem Sohn. Aber da ist keiner von den vielen, die dabei waren, die ihn noch gesehen oder gesprochen haben, kein einziger. Alle sind von einem andern Regiment, irgendwo an einer weit entfernten Stelle des großen Schlachtfeldes verwundet worden. Und der alte Mann lächelt leise — o, welch ein Lächeln ist das doch! — dankt und geht weiter zum nächsten Bett. Vielleicht kommt morgen ein neuer Zug, vielleicht ist da einer dabei von der Kompanie seines Sohnes. Und der wird ihm erzählen können. Und der alte Mann geht wieder nach Hause und erwartet die Nachricht, die unendlich lange, und den fernen Morgen. Aber auch am andern Morgen findet er keinen. Und so geht er müde und abgepannt und schmerzlich enttäuscht den Saal wieder zurück. Etwas Bitteres ist in ihm, Haß und ein wildes Aufbäumen. Und er ballt ohnmächtig seine Hände gegen das Gesicht.

Dem es war sein einziger Sohn. Da kommt er an einem Bett vorbei, in dem ein Franzose liegt, dem eben die Schwester das Essen gibt, wie einem kleinen Kind.

„Warum kann der Mann nicht selbst essen?“ fragt er die Schwester.

„Er will nicht, er könnte ganz gut.“

„So — ist er nicht schwer verletzt?“

„Doch — in acht Tagen wird er begraben sein. Er weiß es aber noch nicht“, antwortete die Schwester.

Der alte Mann sieht den finstern Blick des Kranken auf sich gerichtet. Daß spricht herauf gegen ihn.

Da denkt der alte Mann an vorhin, und ein wehes Gefühl ergreift ihn. Und nun er es sieht, erkennt er, wie häßlich dies ist.

Und er fragt den Franzosen, leise und schonend, in seiner Muttersprache, warum er denn nicht essen wolle? Der Kranke schaut ihn erstaunt an, er hört den Klang seiner lieben trauten Sprache — Gott, wie lang hat er diese jartlichen Laute nicht mehr gehört! Und langsam versteht er. Er denkt nach — ja, war es nicht seine Mutter, die gute alte Mama, die nun weit weg in dem schönen verlassenen Schloß an der Loire sitzt und vielleicht eben an ihren Sohn denkt, war nicht sie es, die ihn als Kind so oft das gleiche fragte, wenn er nicht essen wollte? Nein, wo ist er nur?

Und er schaut erstaunt um sich, sieht den guten alten Mann da vor sich stehen, der auf Antwort wartet — und da wird er rot wie ein kleines Kind, das sich schämt, und ädgernd greift er nach dem Messer und nach der Gabel.

Der alte Mann lächelt ein wenig, wie gut versteht er ihn, dieses große Kind da. Und er nickt leise und beruhigend und fragt ihn, fast ohne es zu wissen, so ist ihm diese Frage zur Gewohnheit geworden, in welchem Gefecht er verwundet worden sei. Und der Franzose nennt den Namen jenes kleinen, stillen Dorfes in den Vogesen.

Aber siehe da, der alte Mann weint nicht und hat keinen Haß, und doch denkt er — vielleicht war es dieser da.

Er sagt nur: „Dort ist mein einziger Sohn gefallen, in dem gleichen Dörfchen.“

Der Franzose schaut ihn an, lange, und dann streckt er beide Hände aus und faßt die müde Hand des alten Mannes und preßt sie, und seine großen dunklen Augen werden feucht.

Der alte Mann lächelt, demütig und still, und dankt ihm. Und dann geht er leise hinaus.

Draußen scheint die schöne Septembersonne und der Garten sitzt voll Gesehender. Sie grüßen den alten Mann, der da vorbeigeht, und schauen ihm mitleidig nach; sie ahnen nicht, daß er heute nicht vergebens gefragt hat.

## Aus Feldpostbriefen.

Frauen und Kinder im Granatfeuer. Einem Feldpostbrief der „Dresdener Volkszeitung“ entnehmen wir folgende Scene: Morgens 6 Uhr marschieren wir in B. ein, logten das Gepäck ab und erwarteten weitere Befehle. Auf einer Hauptstraße hatten wir die Gewehre zusammengestellt und unterhielten uns. Gegen 9 Uhr pläzte das erste feindliche Schrapnell über B., und gleich darauf folgten weitere Geschosse, jedesmal fünf Stüd. Das unheimliche Geulen, Krachen und Bräseln war wieder da. B. wurde von feindlicher Artillerie beschossen. Ein wildes Schreien und Jammern entstand auf den Straßen, die zahlreichen Einwohner, Frauen und Kinder, schrien laut auf und stürzten in die Häuser. Für uns hieß es: Gepäck auf und Gewehre in die Hand!

So haben wir von 9 Uhr vormittags bis 2 Uhr nachmittags auf einem Feld gestanden. Ununterbrochen kreperten Schrapnelle und das französische Granaten. Vor uns schlugen mehrere Granaten in die Häuser an der Straße. Im Nu standen wir in Flammen. Die Bewohner stürzten auf die Straße, Mütter brachten ihre Kinderchen. Viele kamen zu uns, gaben uns die Kinder, die wir schützen sollten, bettelten und jammerten und verflochten sich selbst in unsere Reihen. Bei jedem Geulen und Krachen schrien sie auf, raufen sich die Haare, wurden ohnmächtig. Was sollten wir machen? Komme doch jeden Augenblick eine Granate auch in unsere Reihen treffen!

Wir sind viel gewohnt, haben viel mit durchgemacht, die schrecklichsten Bilder gesehen, Frauen, Mädchen, Kinder, ja Männer kommentierten sich an uns. Wir trösteten so gut wir konnten mit unseren Worten französisch. Ich hatte zwei kleine Mädchen auf den Armen, vielleicht 3 und 4 Jahre alt. Ein großer Junge klemmte sich zwischen meine Beine. Unser Hauptmann sagte nichts mehr. Wir konnten handeln wie wir wollten. So schnalzte ich Mantel und Helm ab und wickelte die Kinderchen ein (es war sehr kalt), schaukelte sie auf den Armen und sang leise. Sehr viele Kameraden machten es genau so. Immer schlimmer wurde das Krachen und Bersten der Geschosse. Die Minuten wurden zur Stunde und fünf Stunden mühten wir dastehen. Die Bewohner mußten immer mehr auf die Straße flüchten, denn in vielen Häusern brannte es. Außer unserem Bataillon mußte alles andere Militär zum Löschen. Wie gern hätten auch wir das getan.

Frauen in den unheimlichsten Kleidungen, nur mit einem Hemd bedeckt, eilten auf die Straße, darfuß, und zerrten uns am Rock und an den Armen, zeigten nach den Häusern hinüber; wir sollten hinübergehen und schießen. Das machen sie uns vor. Reicht euch einmal in die Lage. Das Herz krampt sich einem zusammen, die Kehle ist wie zugeschnürt. Der Hauptmann sendet einen Nachfahrer fort. Wie lange dauert es und er kommt mit zwei Trainingschirren zurück. Als ahnten es die Bewohner, so springen sie im Nu auf die Wagen harte Kämpfe entstehen. Wir müssen mit eingreifen. Zuerst die Kinder darauf, dann die Mütter, dann die übrigen Frauen und Mädchen. Nun die Wagen voll sind, geht ins eiligen Galopp fort, zurück ins nächste Dorf. Es kommen noch mehr, heißt es. Und es werden auch welche geholt. Es ist 12 Uhr, noch immer hält das Geschützfeuer an. Ganz am Ende des Bataillons ist ein Schrapnell platzt und hat einige leicht verletzt, sonst ist nichts weiter geschehen. Da, direkt hinter uns eine furchtbare Detonation. In den Häusern flüchten die Schweden und springen entzwei. Was war das? Ein Adjutant kommt geritten. Direkt hinter der Häuserreihe ist schwere Artillerie von uns aufgezogen. Er sagt es zum Hauptmann. Es war eine Salve aus acht Kanonen. Und schon kommt die zweite Salve. Jetzt schießen sie auch einzeln. Die französische Artillerie hört aber noch nicht auf. Unsere haben das Ziel noch nicht. Um 1 Uhr geht Schuß auf Schuß hinaus. Kein Wort ist zu verstehen, alles bebzt. Sie haben Ziel! Um halb 2 Uhr verstummt der Feind. Er ist ausgehoben worden. Für uns kam der Befehl: „Einrücken!“ An rauchenden Trümmerhaufen und noch brennenden Häusern zogen wir vorbei und aus der Stadt hinaus. Schweigsam und ruhig zogen wir dahin. Jeder dachte wohl: Wenn das bei uns zu Hause wäre!

## Dermisches.

\* Aberglaube und kein Ende. Viele der ausgezogenen Wehrmänner, Landsturmlente usw. haben von ihren Frauen sorglich in Leinwandstücken eingewickelte „Kugeln und Degenleggen“ mitbekommen. Damit diese ihren „Zweck erfüllen“, müssen sie auf der rechten Seite getragen werden! Der Aberglaube, dem hier gefürd wird, ist ural; er kam schon im Dreißigjährigen Kriege, ja lange vor diesem auf. Und im Jahre 1915 gibt es viele Menschen, die den alten Plunder hervorholen und an ihn glauben, ebenso wie sie den Prophezeiungen gerissener Wahrsagerinnen Glauben schenken.

Eine Sammlung dieser wieder in Schwung gekommenen „Weisendungen“ gegen Krankheit, Tod, Feuersgefahren usw. findet sich in den Württembergischen Jahrbüchern. Daß es der unverfälschteste Aberglaube ist, der nicht selten mit den leichtgläubigen das Mische spielt, geht unzweifelhaft aus dem dem Schreiber vorliegenden „Segen“ hervor. Ein Stüd Papier soll die Stuch und Stuch abhalten, ja noch mehr, es soll einer Frau ihre schwere Stunde erleichtern, das Nasenbluten stillen, vor Gewitterstößen beschützen, „vor allerlei Waffen und Wehrgeschöhen und Geschühen, lange oder kurze Schwerter, Messer, Degen und Karabiner, Hellebarden und was sonst haut und sticht, vor kurze oder lange Stümmen oder Büchsen und dergleichen beschützen durch das Blut Jesu Christi“. Zum Ueberflus ist dann eine Figur mit zwei konzentrischen Kreisen und 44 Armen, unausprechlichen Wortformen und vielen Zahlen angehängt.

Mit einem andern „Segen“, der zu drei Vierteln auf den Krieg und zu einem Viertel auf den Frieden abgemittelt ist,

gewinnt man alle Prozesse vor Gericht, wenn man den „Brief“ auf der rechten Seite trägt, auch wird dem Wittenen alles gewährt, der sonst die Hufe verloren hat. In den „Briefen“ ist immer eine starke Beschwörungsformel enthalten an die heiligste Dreifaltigkeit. Das ganze himmlische Heer wird aufboten: die heiligen drei Könige, die heiligsten Personen, die vier Evangelisten seien meine Gefährten, Dieb, Mörder und böse Leute, die mir begegnen, die müssen mich alle lieb und wert haben. So geht der Unflug weiter. Das Tollste aber ist der Schluß auf dem „Kugel- und Degenlegen“. Da ist wörtlich zu lesen: „Daß du nicht geschossen werdest, trag die Wort“ und Figur bei dir; hab Achtung, willst du's nicht glauben, so hab's einer Gans an und schick danach, du wirst sie gewiß nicht treffen.“ Mit diesem Unflus schickten nicht wenige Frauen, nicht allein auf dem Land, sondern in der „aufgeklärten“ Großstadt, ihre Herzgeliebten in die männermordende Feldschlacht. Ein Zeichen, wie tief noch der Aberglaube im Volk und insbesondere beim weiblichen Geschlecht sitzt.

Ein geriebener Schwindler. Ein ungewöhnlich schlaues Schwindler hat in der letzten Zeit die Pariser Polizei lange beschäftigt und noch zuletzt hinter's Licht geführt. Der Kniff Viktor Jabots bestand darin, daß er auf Kredit Geschäfte kaufte, dann rasch möglichst großen Gewinn daraus zog und — plötzlich starb. Wenn in dem ohne Bezahlung erworbenen Geschäft die Vorräte auf die Waage gingen und es fast nichts mehr zu verifizieren gab, dann suchte er sich irgend einen Unglücklichen, der im letzten Stadium der Schwindsucht oder einer andern tödlichen Krankheit sich befand. Den Sterbenden nahm er in sein Haus auf und pflegte ihn bis zu seinem Tode. Dann ließ er ihn unter dem Namen begraben, unter dem er, Jabot, das Geschäft gekauft hatte, aus dem er gerade seinen Nutzen zog. Der ursprüngliche Eigentümer hatte dann das Nachsehen, denn der Mann, an den er sich allein halten konnte, war tot. Erschien er aufgeregt in der Wohnung Jabots, so wurde er hier von einer Dame in tiefer Trauer empfangen, die in Tränen aufgelöst ihren verstorbenen Gatten beweinte. Es war dies die Bekannte Jabots, Valentine Patoucau. Die der Schwindler auf sehr geschickte Weise unterstülzte. So trieb es Jabot eine ziemlich lange Zeit und war bereits siebenmal unter verschiedenen Namen gestorben, nachdem er unter eben diesen Namen gute Geschäfte gemacht hatte. Allmählich aber kam ihm doch die Polizei auf die Spur, und nach langen Nachforschungen bekam sie schließlich den wahren Sachverhalt heraus. Ein Defektiv wurde nun abgefand, um Jabot zu verhaften. Aber als er die Wohnung betrat, da fand er, gerade wie die sieben vorher Gebrannten, Valentine in ihren Trauerkleidern dastehend und erfuhr von ihr unter erstidten Tränen, daß ihr Freund gestorben sei. Der Defektiv war aber ungläubig, denn er meinte, daß die Frau jetzt den alten Kniff weiter anwende, und die Polizei begann von neuem nach dem verschwindenden Jabot zu suchen. Sie mußte sich aber überzeugen, daß der Schwindler auch diesmal schauer gewesen war als sie, denn Valentine konnte das Grab ihres Freundes zeigen; die Leiche wurde ausgegraben und zweifellos festgehalten, daß der Schwindler nun wirklich gestorben war.

\* Bei der Pariser Wahrsagerin. Niemals haben die Pythias von Paris so viel zu tun gehabt, wie jetzt; in den Salons der Madeprophetinnen und in den engen dunklen Zimmern der Wahrsagerinnen für die armen Leute drängen sich die Kunden in Scharen. Früher kamen die Frauen mit der einzigen Frage: Liebt er mich oder liebt er mich nicht? Heute wollen sie wissen, ob der Brautigam oder Mann, der Vater oder Bruder im Felde, von denen sie seit langer Zeit nichts mehr gehört haben, noch leben oder tot sind. Im „Tempo“ wird der Besuch bei einer Wahrsagerin des Armenviertels und bei einer vornehmen Pythia geschildert: „In der Rue de Montmartre wohnt eine dieser Briefschreiberinnen der Zukunft zwischen einer Wahrsagerin und einem Pflichtschuster. Durch den langen dunklen Korridor drängten sich die Frauen nach diesem unansehnlichen Tempel, Köchinnen, Arbeiterinnen und Verkäuferinnen, deren billige Kleidung viel Anmut gerrät. Feierlich wie in eine Kirche treten sie ein, und alle scheinen sie sich Hoffnung zu holen, denn ihre Blicke sind heller und heiterer, wenn sie sich durch die enge Türe wieder herausdrücken. Das Geheimnis dieser Prophetinnen ist, daß sie stets das Schicksal der künftigen Tage etwas rosig färben, denn dadurch festeln sie ihre Kundinnen an sich und wenn dann der Zweifel kommt und die Ungewißheit sie zermartert, dann taufen sich diese armen Frauen wieder für 40 Sous ein wenig Hoffnung und guten Mut. Die Geschäftstüchtigkeit dieser Trostverkäuferinnen ist groß, und sie preisen ihre Gaben in den Zeitungen an. Eine von ihnen zeigte z. B. dieser Tage an, daß sie „nichts aus den Karten sieht, sondern hellhörig ist auf den ersten Blick“. Im besseren Französisch in einem eleganten Hause und hübsch ausgestatteten Zimmern sitzen andere dem gleichen Geschäft ob. Sehr anständige Leute, die mit einem Hohnlächeln auf die Ausbeutung der Reichthümlichkeit der Armen blicken und die schlauen „Wunderkinderinnen“ von Velleulle und St. Denis für gemeine Schwindlerinnen erklären, operieren mit unerschütterlicher Ueberzeugung Goldstücke diesen prächtig gekleideten Prophetinnen, die sich vor allem auf die Aufmachung verstehen. Der Wert einer Prophezeiung wird hier nach der Höhe des Preises gemessen. Und doch sind alle diese Orakel der Reichen und der Armen gleich viel wert. Aber man will nun einmal unter bestimmten Formen betrogen werden und die Lüge muß nach unermesslichem Geschick gekleidet sein.“

## Heiteres.

Alte Lieder in neuer Bedeutung.

„Ich hab' mich ergeben“ = Nationallied der Russen.  
„A bist a Lieb an a bist a Treu“ = Italiensches Volkslied.  
„Auf i denn, muß i denn zum Stäble hinaus“ = Böhmisches Churwäls aus Antwerpen.  
„Strömt herbei, ihr Völkerverwöhren“ = Englisches Werbelied.  
„Was sang ich armer Teufel an“ = Montenegr.  
„Geld her, Geld her, oder ich fall um“ = Russisches Lied.  
„Es geht bei gedämpfter Trommel Klang“ = Russischer Einzug in Berlin.  
„Was kommt dort von der Höh“ = Pariser Laubentied.  
„Straßburg, ich muß dich lassen!“ = Französisches Soldatenlied.  
„Griß euch Gott, alle miteinander!“ = Deutsches Empfangslied in Döberitz.

Schlusfertig. In der Pariser Kammer verlangte dieser Tage der Deputierte Paul Meunier die Aufhebung des Kriegszustandes. „Mit dem Kriegszustand“, domierte er, „kann wie schon der große Cabour gesagt hat, der erste beste Dummkopf regieren.“ „Gut“, rief ihm der Ministerpräsident Briand zu, „ich bin bereit, Ihnen meinen Posten zu überlassen!“